



PATRICIA
CLOUGH

Eine
ehren-
werte
Frau

ROMAN

it

insel taschenbuch 4970

Patricia Clough

Eine ehrenwerte Frau



Florence wurde jung verheiratet mit einem Pfarrer, der ein strenges Regiment zu Hause führt. Als sie Trost und Zuflucht bei einem anderen Mann sucht, wird sie verstoßen und muss ihren ältesten Sohn beim Vater zurücklassen.

Weder bei ihren Eltern noch bei kirchlichen Institutionen findet sie Unterkunft. Sie arbeitet als Krankenschwester und Pflegerin in privaten Haushalten. Als sie sich in einen wohlhabenden Witwer verliebt, scheint sich ihr Leben endlich zum Besseren zu wandeln. Doch bald stehen Flo und die Kinder erneut vor dem Nichts.

Mittlerweile hat der Erste Weltkrieg begonnen. In England rekrutieren die Deutschen Spione. Flo gerät in deren Fänge und wird gezwungen, für Deutschland zu spionieren. Es gibt nur einen Weg, das Leben ihrer Kinder zu schützen ...

Ein hochdramatischer und bewegender Roman inspiriert von der Lebensgeschichte der Großmutter Patricia Cloughs.

Patricia Clough berichtete als Korrespondentin viele Jahre für u. a. die *Times* und den *Independent* aus Deutschland. Sie ist Autorin mehrerer Bücher, *Helmut Kohl. Ein Porträt der Macht*; *Hannelore Kohl. Zwei Leben*; *In langer Reihe über das Haff – Die Flucht der Trakehner aus Ostpreußen*.

Hanne Reinhardt wurde in Marburg geboren. Studium der Kulturwissenschaft, Philosophie und Soziologie. Als freie Lektorin, Ghostwriterin und Übersetzerin lebt sie mit ihrem Mann und zwei Kindern in Berlin.

PATRICIA CLOUGH

Eine
ehrenwerte
Frau

Roman nach einer wahren Begebenheit

Aus dem Englischen von Hanne Reinhardt

INSEL VERLAG



Erste Auflage 2023
insel taschenbuch 4970
Deutsche Erstausgabe

© der deutschsprachigen Ausgabe

Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG, Berlin, 2023

© Patricia Clough 2023

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des
Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München

Umschlagabbildungen: Alarmy/Arcangel/FinePic®

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-68270-7

www.insel-verlag.de

Teil I
Der Sündenfall

1. Kapitel

Pillowell, ein Bergbaudorf in Gloucestershire, 1901

Florence Ada Harris' Beitrag zur Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts hatte seinen Ursprung, so könnte man sagen, in einem heftigen Stoß zwischen die Schulterblätter, der sie zur Vordertür des Pfarrhauses hinaus- und flach auf das Gesicht beförderte, direkt auf die steinernen Platten vor dem Eingang.

Er tobte. Durch das Klingeln in ihren Ohren hindurch hörte sie: »Hure! Dirne! ... eine Schande für mich, für meine Arbeit, unsere Familie, deine Söhne!« Und laut und deutlich: »In der Hölle sollst du schmoren!«

Er stand jetzt über ihr, und sie hob schützend die Arme über den Kopf aus Angst vor weiteren Schlägen.

»Mach dich fort!«, zischte er. »Ich gebe dir eine Stunde, um zu packen und von hier zu verschwinden – und nimm deinen Bastard mit! Godfrey bleibt bei mir. Hast du verstanden? Geh mir aus den Augen – ich will dich nie wiedersehen!«

Sie konnte hören, wie er sich umdrehte, es folgte ein kurzes Handgemenge, und dann kam er zurück, einen anderen Mann hinter sich herziehend – offensichtlich Rob, ihren Liebhaber –, den er die Treppen hinab auf die Straße stieß und dabei schrie: »... verdorbener Ehebrecher ... ewige Verdammnis ... Wie kannst du nur!

Wage es nie wieder, dein Gesicht in der Kapelle zu zeigen!« Er folgte dem Übeltäter die Stufen hinunter. Dann überquerte er die Straße und ging den Pfad zu der großen, steinernen Kapelle hinauf. Sie hörte, wie der Schlüssel sich im Schloss drehte, die Tür zufiel und von innen wieder verschlossen wurde.

Ein paar Augenblicke blieb sie am Boden liegen, bebend vor Schmerzen. Sie spürte ein Stechen in ihrem Kopf, sie war hart mit der Stirn auf den Stein aufgeschlagen. Ihre Rippen schienen gequetscht, ihr rechter Arm war aufgeschürft und blutete stark. Schwere Schritte näherten sich und Stimmen – Bergarbeiter vermutlich, auf dem Rückweg von der Nachtschicht in der Grube. Der Morgen dämmerte schon. Unter Schmerzen rappelte sie sich auf, wischte sich den Schmutz aus dem Gesicht und von den Händen, raffte ihr Nachtgewand zusammen und drehte sich zur Tür, um zurück ins Haus zu gehen. Im Eingang standen ihre beiden Jungen, zitternd in ihren Nachthemden und blass im Gesicht.

»Was macht ihr hier?«, rief sie und scheuchte sie hinein. »Ihr holt euch den Tod bei der Kälte! Schnell zurück ins Bett, es ist noch nicht mal richtig hell.«

»Mama, was ist passiert? Warum hat Papa das getan?«

»Warum ist Rob hier?«

»Es ist alles in Ordnung, meine Lieblinge«, versuchte sie, die beiden zu beruhigen. »Euer Vater hat sich nur ein wenig geärgert, er meint das nicht so. Macht euch keine Sorgen. Legt euch einfach wieder hin.«

»Aber ... aber ...«

»Nein, geht jetzt.«

Schweigend gehorchten sie.

Florence, oder Flo, wie alle sie schon seit Kindertagen nannten, ging in die Küche und setzte sich auf einen Stuhl an den alten Holztisch, zitternd, zu benommen, um zu weinen. Minutenlang saß sie unbeweglich, starr vor Schock, innerlich leer. Dann plötzlich ergoss sich der Horror wie eine Sintflut über sie. Was hatte sie getan? Wie hatte sie so schlecht sein können? Sie hatte ihren strenggläubigen, geistlichen Ehemann betrogen – mit einem ihm anvertrauten Mitglied seiner Gemeinde. Wie hatte es so weit kommen können? Und als ob das nicht genügte: Warum war es ihr nicht in den Sinn gekommen, dass Josiah mit dem Frühzug zurückkehren würde, der viele der Bergarbeiter zur ersten Schicht des Tages brachte?

Niemals hatte sie ihren Mann so wütend gesehen. Doch er hatte recht. Sie hatte eine schreckliche Sünde begangen, das wusste sie. Sie hatte ihn betrogen, hatte ihre Erziehung verraten, alles, was ihr seit frühesten Kindheit beigebracht worden war. Vergebung konnte sie keine erwarten, weder von Josiah noch von der Gemeinde. Das war ihr Ende.

Noch immer zitternd erhob sie sich, schlang sich einen Schal um die Schultern, schürte wie mechanisch die Asche in dem alten, schwarzen Küchenherd und füllte den Kessel. Das schiere Grauen umfing sie. Was sollte sie tun? Sie hatte kein Geld, keine Möglichkeiten, welches zu verdienen, und nun hatte sie auch kein Zuhause mehr.

Sie fühlte sich nackt, wie eine Schildkröte ohne Panzer. Wie konnte sie überleben, ohne Mann und ohne Heim? Wo sollte sie hin? Auf keinen Fall zurück zu ihrem verwitweten Vater. Der bloße Gedanke ließ sie erschauern. Doch sie musste gehen, und das so schnell wie möglich. Die Bergarbeiter könnten alles beobachtet haben. Vielleicht verbreiteten sich die Neuigkeiten schon im Dorf. Oh, was für eine Schmach!

Ihr Arm tat weh. Ein scharfer Schmerz durchfuhr sie, als sie ihn im Spülbecken wusch und sich einen Verband anlegte. Sie ging zu dem alten, schon halb blinden Spiegel und befühlte vorsichtig die Beule an ihrer Stirn. Die Schwellung begann bereits, sich blau zu färben. Sie sah furchtbar aus. Ihr ovales Gesicht, umgeben von dichtem roten Haar, war noch immer hübsch, aber es war blass, und die ersten feinen Falten zeigten sich. Sie war nun einunddreißig. Zehn Jahre in frommer Armut, harte Arbeit und zwei Kinder lagen zwischen ihr und dem übersprudelnden jungen Mädchen, das sie gewesen war. Wo waren die blitzenden Augen, die hinreißenden Grübchen, das gewinnende Lächeln, das alle um sie herum, vor allem die Männer, so unwiderstehlich gefunden hatten?

Eine Tasse Tee hob ihre Laune ein wenig. »Es muss jemanden geben, der mir helfen kann«, sagte sie zu sich selbst. Und plötzlich dämmerte es ihr, wohin sie gehen konnte.

»Cyril«, rief sie. »Mach dich fertig, zieh den Matrosenanzug an. Wir besuchen Tante Emily!«

»Tante Emily!« Die Jungen kamen die Treppe herab-

gepoltert, immer noch barfuß. Sie liebten Flos älteste Schwester, die in den ersten Jahren wie eine zweite Mutter für sie gewesen war.

»Ich komme auch mit«, rief Godfrey, der jüngere.

Flo fühlte sich, als hätte ihr jemand ein Schwert in den Magen gerammt. Sie wurde doppelt bestraft. Nicht nur wurde sie aus dem Haus geworfen und allein mit ihrem älteren Jungen in eine angsteinflößende Welt geschickt. Sie wurde gezwungen, sich von ihrem Jüngsten zu trennen, ihrem Herzblatt, ihrem heimlichen Liebling – vielleicht für immer, wer konnte das sagen? Diesen Gedanken konnte sie nicht ertragen. Sie würde sich weigern. So etwas konnte man von einer Mutter nicht verlangen. Sie lief vor dem Ofen auf und ab. Nein! Niemals!

Doch schon im nächsten Moment begriff sie die Hoffnungslosigkeit ihrer Lage. Sie kannte Josiah und seine puritanische Welt nur zu gut. Die Primitiven Methodisten waren sehr demokratisch, die Ansichten der Gläubigen hatten bei Entscheidungen oft mehr Gewicht als die ihrer Geistlichen, doch sie wusste, dass die Gemeinde wie ein Mann hinter Josiah stehen würde. Geschändet und entehrt, konnte sie kaum um ihre Hilfe bitten – zu kämpfen und Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, würde ihre Lage bloß unendlich viel schlimmer machen.

Sie nahm Godfrey in den Arm, drückte das Kind fest an sich. »Wie soll ich es ihm bloß erklären?«, zermartete sie sich den Kopf. »Die Wahrheit kann ich ihm nicht sagen. Ich brauche eine gute Geschichte.« Sie schluckte, mit den Tränen kämpfend, und nahm Godfreys Gesicht in die Hände. »Diesmal nicht, mein Schatz. Du musst bei

Papa bleiben, damit er nicht einsam ist. Wir sind bald zurück, und wenn du schön brav bist, bringt Papa dich vielleicht zu Tante Martha und den Jungs. Und«, fügte sie wild improvisierend hinzu, »nächstes Mal nehme ich dich mit, und Cyril besucht Tante Martha. Wie findest du das?«

Godfrey war nicht überzeugt und begann zu weinen. »Aber warum? Das ist nicht fair, Mama! Ich möchte mit dir gehen«, jammerte er und rannte schluchzend die Treppe hinauf.

Mit tränenüberströmten Wangen lief Flo ins Schlafzimmer und zog ihr »gutes« Kleid an, ein strenges, hochgeschlossenes Kleid aus dunkelblauem Baumwollstoff, wie es sich für die Frau eines Geistlichen der primitiven methodistischen Kirche ziemte. Sie hatte es selbst genäht. Es war alt und bedauerlicherweise schon recht faden-scheinig, aber ihr anderes war noch schäbiger. Ohne nachzudenken, strich sie ihr langes rotes Haar zu dem pedantischen Dutt zurück, den sie seit ihrer Hochzeit trug. Was sollte sie mitnehmen? Sie besaß so wenig. Sie nahm die Fotografie ihrer verstorbenen Mutter vom Kaminsims und betrachtete sie. Das Herz tat ihr weh. »Oh, vergib mir, Mama, vergib mir! Wärest du doch nur hier, um mir zu helfen«, murmelte sie und drückte das Bild für einen Moment an ihre Brust, bevor sie es vorsichtig in ihre abgenutzte Reisetasche legte. Es folgten ihr zweites Kleid, Unterwäsche, ihr Korsett, Nachthemden und ein Extrapaar Schuhe, Cyrils spärliche Habseligkeiten, ihre Bibel und Gebetsbücher. Ein Blick in ihre Geldbörse zeigte ihr, dass die Reste des wöchentlichen Haushaltsgeldes

vermutlich nicht einmal für die Zugfahrt reichen würden. Nach kurzem Zögern betrat sie das Arbeitszimmer ihres Mannes und holte den Inhalt aus einer Blechbüchse in der Schublade seines Schreibtisches. An seinem Platz hinterließ sie eine schnell hingekritzelte Notiz: »Sobald ich kann, werde ich es zurückzahlen.« Sie ging noch einmal durch das Haus, um sicherzugehen, dass sie nichts Wichtiges vergessen hatte, dann zog sie ihr Cape über und die Handschuhe. Den Hut setzte sie behutsam ein wenig schief in die Stirn und zog an dem kleinen Schleier, sodass er die Beule kaschierte. »Das mag ein wenig kokett aussehen, aber es muss gehen«, beschloss sie.

Auf der Schwelle blieb sie stehen und hielt sich am Türstock fest. Jede Faser ihres Körpers wollte die Treppe hinaufstürmen und Godfrey mitnehmen. Sie hätte alles dafür gegeben. Stattdessen rief sie: »Mach es gut, mein Schatz, und sei brav! Wir sind bald wieder da.« Mit einem tiefen Atemzug ergriff sie Cyrils Hand, nahm die große Reisetasche und machte sich auf den Weg, das Kinn hoch erhoben und mit einem starren Lächeln auf dem Gesicht.

Es war ein kalter, windiger Tag im Januar. Die halbe Meile durch das Dorf bis zum Bahnhof schien endlos. Sie kamen an den kleinen Häusern vorbei, in denen sie, die beliebte Pastorenfrau, die Kranken besucht und sich um sie gekümmert hatte, dahinscheidende Gemeindeglieder, mit denen sie so oft gebetet und gesungen hatte, Kinder, denen sie Geschichten aus der Bibel erzählte. Sie grüßte alle mit erzwungener Fröhlichkeit, als sie an ihnen vorbeischnitt. »Wir fahren meine Schwester

besuchen! Sind bald zurück«, rief sie wieder und wieder.

Sie schienen noch von nichts zu wissen, dachte sie, aber wer konnte ahnen, was für schreckliche Gerüchte und Geschichten die Runde machen würden, wenn sie herausfanden, dass sie niemals zurückkehren würde?

2. Kapitel

Im Great Western Railway

Wie im Koma kauerte sie zusammengerollt auf dem Fenstersitz ihres Abteils, in ihrem geschundenen Kopf und im Brustkorb pochte das rhythmische Da-da-da-da der Räder. Der zehnjährige Cyril ihr gegenüber schien die Ereignisse des Morgens bereits vergessen zu haben, vor lauter Aufregung darüber, in einem echten Zug zu sitzen, mit einer echten, dicken, schwarzen Lokomotive, die dunklen Rauch rülpste und durchdringende Pfeif-töne von sich gab. Fasziniert betrachtete er, wie Felder, Wälder und Häuser, Eisenbahnsignale und gelegentlich entgegenkommende Züge vorbeirasteten. Er wollte an dem dicken Lederriemen ziehen und das Fenster hinunterlassen, doch sie hob matt die Hand, um ihn zurückzuhalten.

»Nein, Liebling, der Qualm wird dich einhüllen, und du bekommst Asche in die Augen.«

Nach einer Weile wurde ihr klar, dass sie sich zusammenreißen und versuchen musste, sich ein Bild von ihrer Lage zu machen. Sie öffnete die Handtasche und zählte das Geld. Der Inhalt von Josiahs Blechbüchse, die Beiträge seiner Gemeindemitglieder zur Instandhaltung der Kirche, deren Kassenwart er war, war mehr Geld, als sie seit langer Zeit gesehen hatte. Sie fühlte sich zutiefst

schuldig und nahm sich das Versprechen ab, es zurückzuzahlen, sobald sie konnte.

Wie sie das erreichen sollte, war ihr zwar vollkommen schleierhaft, aber sie hoffte inbrünstig, dass Emily ihr helfen würde, ihr Leben in Ordnung zu bringen. Ihre ältere Schwester war immer eine Stütze für sie gewesen, ganz besonders nach dem Tod ihrer geliebten Mutter. Sie und ihr schottischer Ehemann Jack waren praktisch veranlagte, vernünftige Leute, sie würden wissen, was zu tun war. Auch wenn, so ermahnte sie sich selbst, sie Emily nicht erzählen konnte, was an diesem Morgen wirklich vorgefallen war. Niemand durfte das je erfahren. Sie brauchte eine gute Geschichte.

An der nächsten Station öffnete sich die Tür, und ein recht junger, vornehm aussehender Herr in einer hellen Tweedjacke betrat ihr Abteil mit einem höflichen »Guten Morgen«. Flo setzte sich schnell gerade hin, rückte verstohlen den Hut zurecht und strich ihr Kleid glatt.

Der Herr hob seinen Lederkoffer auf die Gepäckablage, setzte sich und begann, die Zeitung zu lesen. Ihr fiel auf, dass sich ein dunkelrotes Muttermal seine linke Gesichtshälfte hinabschlängelte. Cyril bemerkte es ebenfalls, und sie gab ihm ein stilles Zeichen, den Herrn nicht anzustarren.

Irgendwann meldete Cyril sich plötzlich zu Wort: »Mama, was ist ein Bastard?«

Flo versteifte sich und warf einen Blick auf den Mann.

»Das ist ein schlimmes Wort, das die Leute manchmal benutzen, wenn sie sehr wütend sind«, antwortete

sie mit gedämpfter Stimme. »Du darfst es nie verwenden.«

»Aber warum hat Papa mich so genannt?«

Nervös blickte Flo wieder zu dem Mann hinüber, doch der schien ganz in seine Zeitung versunken. Sie klammerte sich an einen Strohhalm: »Vielleicht, weil du die Hühner von Mrs Evans freigelassen hast?«

»Aber Godfrey war auch dabei, und ihn hat Papa nicht so genannt.«

Zu ihrer Erleichterung schien ihn der Gedanke an seinen geliebten kleinen Bruder abzulenken. Er begann zu weinen. »Warum konnte Godfrey nicht mitkommen? Warum musste er zu Hause bleiben?«, schluchzte er.

Während sie selbst mit den Tränen kämpfte, angelte Flo nach einem Taschentuch und versuchte, ihn zu beruhigen. Und während sie ihn tröstete, dämmerte ihr langsam die Antwort auf seine Frage: Josiah hatte offensichtlich längst gewusst, dass Cyril nicht sein Sohn war. Unglaublich. Er hatte kein Wort gesagt, als das Baby als »Frühgeburt« auf die Welt kam. Kein Wort, nicht einmal, als die Hebamme unbedacht fallenließ, wie groß und ansehnlich er war für ein »Sieben-Monats-Kind«. In seiner distanzierten Art schien Josiah Cyril immer ebenso gerngehabt zu haben wie Godfrey. Doch wann und wie hatte er erfahren, dass Cyril nicht von ihm war? Und warum hatte er bis zu diesem Morgen nichts dazu gesagt? Sie hatte keine Ahnung, niemals hatten sie über vertrauliche Dinge gesprochen. Seine Mission nahm ihn völlig in Beschlag: den Armen und Unterdrückten das Evangelium zu verkünden, den Bergarbeitern, Fabrikarbeitern, den

Arbeitern auf den Bauernhöfen, all jenen, die nach Ansicht der Primitiven Methodisten von der Anglikanischen Kirche im Stich gelassen worden waren, ebenso wie von den offiziellen Methodisten, seit diese »angesehener« und bürgerlicher geworden waren.

Tatsächlich nannten sie sich deswegen »primitiv«, weil sie überzeugt davon waren, dass sie zurückgekehrt waren zu den Anfängen des Methodismus, seinen originären, reinen, ursprünglichen Lehren mit den Predigten und Gebeten unter freiem Himmel, als das Hauptaugenmerk auf den Armen gelegen hatte. Blass, schwächlig, mit mausbraunem Haar und einem Schnurrbart, der in Koteletten überging, war Josiah beinahe fanatisch in seinem Glauben und ein erstaunlich leidenschaftlicher, feuriger Prediger vor einer Gemeinde. Doch zu Hause war er eine ruhige, fast ein wenig geisterhafte Präsenz, im Kopf stets bei seinen Predigten oder, wenn er die Zeit dazu hatte, seinen Hebräisch- und Griechischstudien.

Flo hatte niemandem, nicht einmal ihren Schwestern, ihr Geheimnis anvertraut: dass sie hatte heiraten »müssen«. Das hatte das abrupte Ende einer fröhlichen, unbeschwertten Jungmädchenzeit als jüngste und hübscheste Schwester in einer Bauernschaft in Buckinghamshire bedeutet. Ihr Vater, Zachary Summers, war der Verwalter mehrerer Farmen, die zu einem großen Landgut gehörten, und eine feste Größe in der örtlichen Gemeinde der Primitiven Methodisten. Zachary war ein herrschsüchtiger Mann, jähzornig und streng, und er erlegte seiner Familie einen enthaltsamen, puritanischen Lebenswandel auf, der seinem strikten Glauben entsprach. Sei-

ne drei Töchter wollte er zu frommen, gottesfürchtigen Mädchen erziehen, die, nachdem sie mit vierzehn die Schule verlassen hatten, sich dem Kochen und dem Haushalt widmen würden, die Hasen und Hühner versorgten und sich in der Nachbarschaft nützlich machten, bis angemessene junge Männer, am besten Nonkonformisten wie er selbst, des Weges kommen und sie heiraten würden. Die beiden Älteren, Emily und Lizzie, hatten ihm den Gefallen getan und waren zu tugendhaften, folg samen jungen Frauen herangewachsen, die keinen Ärger machten, aber Flo ... Flo war aus einem anderen Holz geschnitzt. Ihre temperamentvolle, lebenslustige, impulsive Natur brachte sie ständig in Schwierigkeiten. Sie wollte sich benehmen, das musste Zachary in seinen milderen Momenten zugeben, aber es gelang ihr nie lange, ihren Übermut zu zügeln. »Ich weiß nicht, warum unser großer Gott uns dieses kleine Luder geschickt hat, Betty«, grummelte er seiner lieben, frommen Frau zu und schüttelte traurig den Kopf. Als sie Kinder waren, zogen Emily und Lizzie Flo damit auf, dass die Feen ihre wahre Schwester gestohlen und sie an ihrer Stelle in die Wiege gelegt hatten. Als sie heranwuchs und umwerfend schön wurde, machte ihr ein ganzer Schwarm von Gleichaltrigen und jungen Männern den Hof – und sie genoss es, der strengen Aufsicht ihrer Eltern zu entfliehen, und sei es nur für Momente, um zu flirten, sich mit den Jungen zu necken und sie zu küssen. Verspielt und lebhaft, wurde sie bewundert und verhätschelt von ihren Freunden und ihrer Familie – außer von Zachary, der kritischer und strenger wurde und sich immer häufiger auf